

**Allitera Verlag**

Es ist Liebe auf den ersten Blick, als sich die junge Philomela und der Erzähler dieser Geschichte in einem bayerischen Tiergarten treffen. Zwischen der ehrgeizigen Ornithologin und dem Kellner, der eigentlich Schriftsteller sein will, entsteht eine leidenschaftliche Beziehung, die aber von einem folgenschweren Entschluss Philomelas unterbrochen wird: Mit einer Forschergruppe bricht sie auf in eine der letzten unerforschten Gegenden der Erde: in den Dschungel Papua-Neuguineas. Dort, so hoffen sie, werden sie den sagenumwitterten »Vogel des Paradieses« finden. Sie ahnen nicht, dass sie in eine Welt geraten werden, in der die Gesetze der Zivilisation noch keinerlei Gültigkeit besitzen, in der es Naturvölker gibt, die noch nie Kontakt mit anderen Menschen hatten. Philomela kehrt als Einzige aus der Gruppe nicht zurück. Als es nach Monaten der Ungewissheit endlich ein Lebenszeichen von ihr gibt, macht sich der Mann, der sie liebt, auf ihre Spuren. Doch seine grauenvolle Vorahnung scheint sich zu bewahrheiten ...

Christian Krug, 1968 in Augsburg geboren, hat Mittelalterliche Geschichte und Indogermanistik studiert und arbeitet als Schriftsteller, Schauspieler und Dozent. »Philomela und der Vogel des Paradieses« ist sein erster Roman. Unter dem Titel »Auf heiligen Spuren« ist sein Reisebericht über einen 1700 Kilometer langen Fußmarsch durch Indien erschienen. Er lebt in München.

Christian Krug

**Philomela  
und der Vogel  
des Paradieses**

Roman

**Allitera Verlag**

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:  
[www.allitera.de](http://www.allitera.de)

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

2. Auflage

März 2014

Allitera Verlag

Ein Verlag der Buch&media GmbH, München

© 2006 Buch&media GmbH, München

Umschlaggestaltung: Alexander Strathern

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany · ISBN 978-3-86520-207-9

# Inhalt

## ERSTES KAPITEL

Die Flügelschläge des Schicksals . . . . .	9
Zweige einer Begegnung. . . . .	20
Stimmen aus dem Dschungel. . . . .	39
Der Herzschlag der Natur . . . . .	48
Sie . . . . .	59
Die Mythen . . . . .	63

ZWEITES KAPITEL . . . . .	71
---------------------------	----

## DRITTES KAPITEL

Halbwertszeit des Vergessens. . . . .	117
Tropische Begrüßung . . . . .	130
Gleichheit der Seelen . . . . .	139
Der Balzruf des Vogels . . . . .	154



# Erstes Kapitel





## Die Flügelschläge des Schicksals

»Ich habe die Schönheit entdeckt! Verzeih mir! Ich werde dich nie wieder sehen!«

Es waren ihre letzten Worte an mich. Eine letzte Nachricht, irgendwo aus dem Dschungel Papua-Neuguineas als E-Mail über ihr Handy in den Himmel gesendet, irgendwo von einem Satelliten empfangen und irgendwie in meinen Computer eingespeist.

An einem Tag, an den ich mich nicht mehr erinnern möchte.

Und danach? Nichts mehr. Keine Nachricht. Nicht ein einziges Wort. Nur noch ihre Fotokamera, ihr Zelt und ihr Schweigen als vermeintlicher Gruß und als unwiderruflicher Befehl, dem ich mich widersetzt habe.

Natürlich musste ich Philomela suchen. Natürlich wollte ich wissen, ob sie den Vogel des Paradieses gefunden hatte.

»Ich habe die Schönheit entdeckt!«

Sie war ihm erlegen, dem Mythos vom unentdeckten Paradiesvogel in den unzugänglichsten Wäldern dieses Planeten – Papua-Neuguinea: Land der Masken und der furchterregenden Bemalungen, Land der riesigen Köpfe aus Lehm und der hölzernen Penisfutterale. Land der unentdeckten Menschen und Vögel. Ein unbekanntes Land.

»Verzeih mir!«

Ja, Philomela, ich verzeihe dir. Ich verzeihe dir, dass du weggegangen bist. Aber ich verzeihe dir nicht, dass ich dafür die Hässlichkeit entdecken musste. Das fahle Antlitz dieser Welt, die grauen Grimassen des Menschen, wenn er quält, und die Hässlichkeit, die sich hinter der Abhängigkeit der Liebe wie ein lauerndes Raubtier versteckt hält. Kurz und schmerzlos kann der Biss des Raubtieres sein, kurz und schmerzlos wie eine unerwartete, wunderbare Begegnung, die aus dem Nichts auftaucht und wieder dorthin verschwindet, aber lang und schmerzvoll ist das Leiden des Zurückgelassenen, bis endlich das Vergessen eintritt.

Wann tritt endlich das Vergessen ein?

Die Straßenzüge, die ich sehe, wenn ich meine Wohnung verlasse, sind

schattiert, alle möglichen Töne von Grau. Hell und dunkel, klar und verschmutzt, immer in Konkurrenz mit dem Himmel, der zumeist bedeckt ist.

Ich habe Alpträume, seit ich erfahren habe, was die Ängste des Dschungels bewirken. Was sie erzwingen. Wozu Menschen fähig sind. Fürchterliche Alpträume, in denen sich Grau mit Grün vermischt. Die Farbe, mit der Blinde die Welt sehen!

»Ich werde dich nie wieder sehen!«

Nur eine mir unbekannt Neugierde und eine Hingabe, die alle Grenzen sprengt, müssen einen Menschen beflügeln, solche Worte zu schreiben, zu denken und sie wahrhaftig in die Tat umzusetzen.

Trotz der Alpträume will ich Philomela nicht vergessen. Ich will ihre Stimme nicht vergessen. Ich rieche ihren Hals und ihre Haare, ich spüre ihre Finger und ihren Atem, ich sehe ihre Augen und ich sehe die Schönheit in ihren Augen. Die Schönheit, nach der ihre Augen immer gesucht haben.

Ich habe die Schönheit dieser Welt in Philomelas Augen entdeckt.

Nicht, dass sie mir oder ich ihr oder wir uns gegenseitig grenzenlos verfallen gewesen wären. Ein Haus, eine Familie, eine gesicherte Existenz – all das interessierte uns während der kurzen Zeit unseres Beisammenseins nicht im Geringsten. Im eigentlichen Sinne des Wortes gab es kein »Ziel«, dem wir, ich muss mich korrigieren, dem ich entgegenstrebte, nacheiferte, für das es mit dem geflügelten Wort »zu kämpfen lohnte«.

Philomela hatte ein Ziel, dem ich mich nie als gleichwertiger Gegner stellen konnte: Ich gegen die Vögel. Das Austauschbare gegen das Einmalige. Chancenlos!

Trotzdem: Ich für meinen Teil hatte mit Philomela einen vermeintlichen Höhepunkt meines Lebens erreicht und hätte am weiteren Dasein mit ihr größten Gefallen empfunden. Oh Augenblick verweile doch und so weiter: Spaß – Freude – Leichtigkeit – das sind vielleicht Wörter, die der ganzen Sache am Nächsten kommen.

Als ich mich bei unserer ersten Begegnung vor dem Seehundgehege des Tierparks vorstellte, konnte sie ein Schmunzeln kaum verbergen. Im Gegenteil. Sie wollte es nicht verbergen. Philomela war die humorvollste Frau, die ich jemals kennen gelernt habe.

»Schriftsteller. Und Kellner.«

»Oho! Und womit verbringt man mehr Zeit?«

»Mit dem Schreiben!«

»Und wofür bekommt man mehr Geld?«

»Für das Kellnern!«

Sie schmunzelte. »Und was macht mehr Spaß?«

Ich dachte einen Augenblick nach. »Ich glaube, das eine wäre ohne das andere langweilig. Nein. Es wäre unerträglich. Den lieben, langen Tag nur sitzen und schreiben – eine grässliche Vorstellung. Aber den lieben langen Tag, besser gesagt die halbe Nacht fremden Menschen, so nett sie auch sein mögen, ein Bier hinstellen, das würde mir auch den Rest geben.«

»Die rauchgeschwängerte Luft in einer Kneipe ist doch für einen Schriftsteller sicherlich ungeheuer inspirierend«, sagte sie provozierend.

»Die rauchgeschwängerte Luft in einer Kneipe ist unendlich ungesund und für einen ehemaligen Raucher, der es als die größte Leistung seines Lebens ansieht, diesen Scheißdreck nach fünfzehn Jahren aufgegeben zu haben, nicht inspirierend, sondern quälend.«

Philomela lachte und sagte: »Das ist die erste und wichtigste Voraussetzung für eine vielleicht sehr inspirierende Kommunikation. Als Nichtraucherin halte ich es wie Omar Sharif, der damit nach fünfzig Jahren aufgehört hat und in einem Interview sagte: ›Wenn ich eine Raucherin küsse, habe ich jetzt das Gefühl, ich küsste den Tod.««

Wenn ich sie jetzt sofort küsse, dann sterben wir vielleicht im nächsten Augenblick, dachte ich. Ein Seehund schnappte nach einem Hering, den der Wärter ihm zuwarf. Die anderen Seehunde wurden unruhig.

»Extreme müssen manchmal im Leben sein«, sagte ich. »Sie ziehen sich gegenseitig an, stoßen sich ab. Eine gesunde Mischung, ja, das ist es, was mich zufrieden stellt.«

»Je weiter die Extreme auseinander liegen, desto eher trifft man sich in der Mitte, oder?«

»Was ist denn die Mitte zwischen unendlich und nichts?«, fragte ich.

»Ich weiß es nicht«, sagte sie. »Manchmal liegen die Extreme so weit voneinander entfernt, dass eine Verständigung nicht möglich ist.«

Bis zu diesem Moment hatten wir beide es vermieden, uns mit »Du« oder »Sie« anzusprechen. Neutralität schwang noch in der Luft, die aufgespannt war, um einen möglichen Absturz aufzufangen. Philomela hüpfte mit einem Satz hinunter und schwang sich elegant, wie ein weiblicher Tarzan an einer Liane, zur nächsten Stufe unserer Verständigung.

»Stell dir vor: Menschen, die noch niemals in ihrem Leben eine Kneipe gesehen haben, werden von einer Sekunde zur nächsten aus ihrer vertrauten Umgebung herausgeholt und am Freitag Abend um zehn Uhr in einer vollen Kneipe abgestellt. Menschen, die irgendwo leben, wo nicht geraucht wird.«

»Gibt es solche Orte noch?«

»Ich glaube schon. Und wenn nicht, stelle ich es mir jetzt vor. Orte, wo nicht geraucht wird. Zumindest nicht Zigaretten. In der Wüste zum Bei-

spiel. Bei den Buschmännern. Oder im Dschungel. Im Amazonas-Dschungel die Yanonami. Sie sehen sich in der Kneipe um und sehen fünfzig erwachsene Menschen in einer dichten, stickigen Luft sitzen, die Herzklopfen und Brennen in den Augen verursacht. Da denken sich doch diese Menschen: Was für ein dummes, unzivilisiertes Volk sitzt hier? Warum machen die die Fenster nicht auf? Warum machen die das überhaupt?«

»Und dann ist zufällig noch ein Pneumologe in der Kneipe«, ergänzte ich, »der die Röntgenaufnahmen all dieser Gäste dabei hat, die die Schatten auf den Lungen, die Karzinome und die verstopften Herzkranzgefäße zeigen, und den Wilden erklärt, dass dieser Rauch verantwortlich ist für viele böse Geister, die den Körper ein Leben lang quälen.«

»Und einer der Gäste steht auf, hebt seine Hose und zeigt den Indianern sein zerfressenes Bein.«

»Und ein anderer steht auf, das heißt, steht nicht auf, sondern rollt zu den Indianern und erklärt ihnen, dass ihm beide Beine amputiert wurden, weil er jahrzehntelang diese Zigaretten geraucht hat. Weil sie ihm geschmeckt haben!«

Wir flogen nun beide mit unserer Phantasie im Einklang mit den elegant schwimmenden Seehunden, die sich fröhlich tummelnd um die letzten Heeringe stritten.

»Ich denke«, sagte Philomela schließlich, »dass die Indianer nur den Kopf schütteln und sagen: ›Ich möchte wieder zurück in meinen Dschungel. Bei diesen primitiven, dummen Menschen will ich nicht bleiben!‹«

»Und sie husten dabei.«

»Ja, genau.«

»Nur eines dürfen wir nicht vergessen.«

»Was denn?«, fragte sie.

»Auch bei den Eingeborenen im Dschungel ist es stickig. Rotunterlaufene Augen vom immer währenden Rauch in den Hütten. Weil sie nicht in der Lage sind, einen richtigen Abzug zu bauen.«

Sie schwieg und schaute mich an. Ich sah in ihre Augen, ohne zu weichen. Irgendetwas schlich sich da irgendwie in mein Leben, irgendwo durch ein Türchen, das ich nicht kannte.

»Dann werde ich den Herrn Schriftsteller kurz darüber aufklären, damit er keinen Fehler in seinen Romanen verzapft. Schlecht recherchiert ist doppelt verloren! Oder anders gesprochen: Besser rotunterlaufene Augen, die brennen, als Malaria, die verbrennt. Tatsächlich ist es so, dass Menschen im Dschungel durchaus wissen, wie sie mit Feuer und Rauch umgehen müssen. Auf eine schön durchräucherte Küche haben Moskitos nun einmal keinen Appetit.«

»Wovor schützen sich dann die Menschen in einer durchrächerten Kneipe in Deutschland?«

»Vielleicht vor der herumschwirrenden Frage, was sie mit ihrem Leben anfangen sollen.«

»So pessimistisch? Was machen Sie in Ihrem Leben? Das heißt natürlich: Was machst du?«

»Ich heiße Philomela und bin Ornithologin.«

Welcher Teufel mich auch immer geritten hatte, ich hätte ihm die Füße dafür küssen können, dass er mich an jenem Tag in den Tierpark geführt hatte. Wir standen noch immer vor dem gekachelten Bassin mit den Seehunden, es war ein kalter, windiger Tag. Die Tiere fühlten sich sichtlich wohl. Kaum jemand war unterwegs, für Mütter mit ihren Kindern war es zu kühl, die Restbevölkerung war in der geregelten Arbeit. Wir hatten den Seehunden zunächst teilnahmslos jeder für sich zugeschaut, dann ein erster verstohlener, zwei weitere viel tapferere Blicke, dann ein Lächeln.

Philomela war mir zuvor gekommen. »Auch zu viel Zeit oder sind Seehunde ein interessantes Forschungsobjekt?«

Das waren ihre ersten Worte, die sie an mich gerichtet hatte.

Ihre letzten: »Ich habe die Schönheit entdeckt! Verzeih mir! Ich werde dich nie wieder sehen!«

Ich hatte vom ersten Augenblick an gehnt, dass ich niemals genügen werde.

Noch vor dem Seehundgehege erfuhr ich, dass sie in München wohnte und nur für einen halben Tag angereist war. Im hiesigen Vogelhaus wollte sie eine bestimmte Taubenart, die Fächerkrontaube, beobachten und Studieren am Gefieder vornehmen, Vorbereitungen für eine Reportage in einem Fachmagazin.

Natürlich bestand ich vor dem Seehundgehege darauf, dass sie mir etwas von ihren Kenntnissen erzählt, dass sie mich ein Stück mitnimmt und mit mir in ihre Welt abtaucht. Sie hakte sich wie selbstverständlich bei mir unter und führte mich in das Vogelhaus, gleich gegenüber vom Seehundgehege.

»Im Gefieder eines Vogels können geheime Botschaften verborgen sein. Die Ästhetik der Natur, der Drang zu immer größerer Vollkommenheit, die Sucht nach Harmonie. Betrachte dieses Federkleid und du kannst hinabtauchen in die unverfälschte Farbenpracht des Lebens. In die unverfälschbare!«

Wir schlenderten durch das Vogelhaus, blieben vor dem ersten Fenster stehen, setzten uns später vor dem zweiten nieder.

»Betrachte eine einzelne Feder, das Arrangement der Flugfedern, das Überlappen der Halsfedern, das Zusammenspiel der einzelnen Schattierungen, und der Spruch aus der Bibel von König Salomons Gewändern, ih-

rer Farbenpracht, seinem Reichtum und seiner trotzdem unaufhaltsamen Hinfälligkeit wird verständlich.«

Beim dritten Fenster klopfte sie in einem bestimmten Rhythmus an die Scheibe. Der Vogel reagierte auf diesen ihm scheinbar vertrauten Ton, kam herbeistolz und bäugte den Finger auf der anderen Seite der Scheibe wie einen Konkurrenten.

»Ich könnte ihn mit diesem Rhythmus zur Weißglut bringen. Und mit einem anderen Rhythmus wieder besänftigen. Die Sprache der Natur ist für jeden erlernbar, der sich auf sie einlässt.«

»Wie verhält er sich, wenn er in Rage gerät?«, fragte ich.

»Ich würde es nicht darauf ankommen lassen. Manchmal sind die unscheinbarsten Gegner die gefährlichsten.«

An einem anderen Fenster verwies sie auf die ungewöhnliche Sitzposition eines Vogels, der scheinbar schwerelos, wie ein Seiltänzer auf einem dünnen Ast balancierte.

»Natürlich ist diese Position ungewöhnlich. Mit der Zeit wird er bei dieser Haltung ernsthafte Schäden mit seiner Wirbelsäule davontragen. Diese Rasse lebt eigentlich im Dach der Regenwälder, dreißig, vierzig Meter über dem Boden. Sie wissen nicht, was Erdboden ist. Wahrscheinlich hat dieser Bursche hier im Käfig genau das gegenteilige Gefühl von dem, was wir als Schwindel kennen: Ihm ist der Boden zu nahe. Wir haben Angst, in die Tiefe zu stürzen, es sei denn wir sind nordamerikanische Ureinwohner, die keine Höhenangst kennen und beim Bau von Wolkenkratzern ohne Sicherung auf Stahlträgern herumbalancieren. Dieser Vogel möchte sich in die Tiefe stürzen und Platz haben, um zu fliegen. In der freien Natur glaubt er, diese Tiefe höre nie auf. Aber hier hat er Angst aufzuschlagen. Gallier haben Angst, dass ihnen der Himmel auf den Kopf fällt. Er hat Angst, dass ihn der Erdboden erschlägt.«

»Wovor hast du Angst?«

Sie schaute mich überrascht an. »Meinst du nicht, dass es ein bisschen früh ist, darüber jetzt schon ...«

»Du hast also Angst vor zu intimen Fragen!«

»Das nun auch wieder nicht, Herr Direkt! Aber bitte, von mir aus, wenn du unbedingt wissen willst: Ich habe Angst, einem Vogel zu begegnen, dem ich nicht widerstehen kann!«

Ich spürte es sofort: Trotz des ironisierenden Untertons hatte sie eine fürchterliche Wahrheit gesagt.

Der Vogel drehte seinen Kopf und machte den Eindruck, uns in sein Visier zu nehmen, als hätte er uns verstanden und könne nicht recht glauben, was er gehört hatte. Ich konnte nicht glauben, dass es möglich

sein kann, sich so schnell zu verlieben. Gleichzeitig begriff ich auch, dass wir schnell von dieser Tiefsinnigkeit weg mussten, sonst hätten wir uns plötzlich in einer Ernsthaftigkeit wiedergefunden, aus der es kein Entrinnen gibt. Zumindest nicht in diesem leichten verspielten Moment, als uns zu allem Überfluss ein verliebtes Kakadu-Pärchen aus der Ecke des gleichen Vogelhauses beäugte.

»Woher weißt du, dass der Bursche da drin ein Männchen ist und kein freches kleines Vogelmädchen?«

»Na hör mal! Das sieht man doch auf den ersten Blick! Abgesehen davon ist das kein Vogelmännchen, sondern ein sehr reifer, ausgewachsener Mann. Bei dir täusche ich mich doch hoffentlich auch nicht!«

Verstehe es, wer es will, aber ich hatte in diesem Moment Herzklopfen.

Zu fast jeder Art wusste Philomela etwas zu berichten. Und es war nicht nur eingepautes, heruntergeleiertes wissenschaftliches Fachwissen, das ich in jedem Lexikon oder bei Brehm und Grzimek hätte nachlesen können. Es waren vor allem Geschichten, die sie bei eigenen Beobachtungen erlebt oder von Kollegen gehört hatte und nun mir mit einer mich umgarnenden Stimme vortrug. Im Gegensatz zu den ersten Momenten draußen vor dem Vogelhaus hatte sie eine gewisse Strenge verloren, hatte etwas tropisch Warmes angenommen. Sie entlud sich gleich bleibend, ohne Kraft zu verlieren. Sie hatte eine Stimme, die der Harmonie ihres Gesichtes, ihres Teints, ihrer ganzen Erscheinung entsprach. Eine Stimme wie der kraftvolle Flügelschlag eines Schwans.

Ich erfuhr weiter, dass sie schon im zarten Alter von zehn Jahren ihre ersten Fallstudien an Tauben auf Stadtplätzen durchgeführt hatte.

»Ich hatte eine Freundin, die an einer echten Taubenphobie litt. In München ging das ja noch. Aber einmal fuhren wir mit unseren Eltern zusammen nach Venedig. Sie fing an zu heulen, als sie die Tauben auf dem Markusplatz nur von Weitem sah. Ich aber sprang auf den Platz, als würde ich mich in ein warmes Meer mit herrlichen Wellen stürzen. Ich schloss die Augen, denn ich hatte nicht die geringste Angst. Ich drehte mich im Kreis, spürte das Flattern der Flügel auf meinem Gesicht und hörte deutlich ihr Gurren, als ob diese Tauben mir etwas erzählen wollen. Dann blieb ich stehen und wartete mit ausgestreckten Armen, bis sich die ersten auf mir absetzten. Erst dann machte ich die Augen wieder auf und schaute einer Taube direkt in das elegante, strenge Gesicht.«

Mit neunzehn, während eines Aupair-Aufenthalts in Australien hatte sie beim Besuch eines »national sanctuary« beschlossen, ihre Leidenschaft, ihre Berufung zum Beruf zu machen. Während ihres Studiums der Biologie arbeitete sie bei verschiedenen Zeitungen.

»Am liebsten schrieb ich für Fachzeitschriften. Aber das brachte kaum Geld ein. Deswegen musste ich mich auf fremdes Terrain wagen: Lokalblätter. Klatschpresse. Kannst du dir das vorstellen? Es war manchmal furchtbar. Ich musste mich in diese In-Szene einschleichen und wie ein Paparazzo auf Sensationen lauern. Denen war nichts heilig. Wenn der Fußballer oder die Schauspielerin von den Kammerspielen einen Pfurz ließen, dann mussten wir darüber schreiben. Wenn einer der Stars ein besonders schweres Schicksal, eine Krankheit zu ertragen hatte, war es der Renner. Dann werden viele Bedürfnisse befriedigt: Mitleid und Schadenfreude und Neugier. Ein gieriges Volk. In gewisser Hinsicht sind das Menschenfresser. Sie verschlingen Intimitäten. Hast du jemals für so ein Blatt geschrieben?«

»Nicht dass ich wüsste. Aber ich kann mir vorstellen, dass man dort das knappe Schreiben lernen kann. Nicht um den heißen Brei reden. Zur Sache kommen.«

»Das kann man auch woanders lernen!«

Mit sechszwanzig galt sie aufgrund ihrer elegant geschriebenen Reportagen innerhalb der Fachkreise der Vogelkunde als eine aussichtsreiche Nachwuchsjournalistin. Und nun, mit dreiunddreißig, konnte sie es sich aussuchen, welche Aufträge einschlägiger Magazine und Fachblätter sie annahm und mit welchen Fotojournalisten sie zusammenarbeiten wollte.

»Insofern haben wir ja etwas gemeinsam: Du schreibst über Vögel ... und ich ...«

»Ja, über was schreibst du eigentlich?«

Ja, über was schreibe ich eigentlich? Oder, wenn ich jetzt darüber nachdenke: Worüber schrieb ich eigentlich? Worüber habe ich geschrieben, bevor ich Philomela kennen gelernt habe?

Ich wollte schon zu sagen: »Über die wichtigen Dinge des Lebens«, konnte mir diese reichlich alberne Platitüde aber gerade noch verkneifen.

»Nun, worüber? Oder sind es Geheimnisse? Vielleicht Heimatromane für ›Julia‹ und ›Frau Aktuell‹?«

Um Zeit zu gewinnen und mir eine intelligente Antwort auszudenken, antwortete ich: »Nein, sicher nicht. Allerdings muss man dazu Talent, ungeheure Leidensfähigkeit und eine an Selbstgeißelung grenzende Selbstdisziplin besitzen. Aber ich werde darüber nachdenken. Vielleicht werde ich irgendwann einen Heimatroman schreiben, der nicht in unserer Heimat spielt, sondern in einer exotischen Fremde. Denn Heimat – was ist das?«

»Lenk nicht ab! Worüber schreibst du?«

Ich wollte nicht antworten, dass ich überhaupt kein Konzept, keine Stilrichtung, kein Genre habe, das ich besonders gern bediene. Mein